

## Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters

Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte e. V.  
Insel Reichenau, vom 15. bis 18. März 2005

Vom 15. bis 18. März 2005 fand auf der Klosterinsel Reichenau (Bodensee) die Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für Mittelalterliche Geschichte mit dem Thema „Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters“ statt.

Am Nachmittag des 15. März führte nach dem Grußwort des Reichenauer Bürgermeisters Volker Steffens der Organisator der Tagung *Karl-Heinz Spieß* (Greifswald) mit einem dichten Vortrag in die Thematik ein. Dabei entwarf er ein facettenreiches Bild der Hauptströmungen in der europäischen Geschichtsschreibung zum Thema der „Geschichte der Familie“. Er begann mit der traditionell adelszentrierten Genealogie, streifte darauf den methodischen Ansatz der „Annales-Schule“ und führte auf die jüngsten Strömungen hin, darunter die Geschichte der Kinder, der Frauen, die Geschichte „der Gefühle“ und die Alltagsgeschichte. Er legte sodann den Schwerpunkt auf die Ergebnisse jüngster Arbeiten und betonte, kein festgefügtes Bild für die anstehende Behandlung des Themas auf der Tagung vorgeben zu wollen. Neben der Darstellung der großen Problemfelder, die Spieß in seiner Einführung gab, konturierte er vor allem die vielgestaltigen *variationes* der Familienformen (nicht nur des Mittelalters). Dabei widmete er sich definitorischen Schwierigkeiten und begrifflichen Oszillationen, der unerlässlichen Vielfalt verzahnter Semantiken sowie der Breite an Erfahrungen, die dem Begriff „Familie“ zugeschrieben werden und sich jeder einheitlichen Definition entziehen.

Am selben Abend des 15. März 2005 folgte der Beitrag „Familiäre Repräsentation in Bildkonzepten des späten Mittelalters“ des Kunsthistorikers *Matthias Müller* (Greifswald). Mittels eines umfangreich ausgewählten Korpus an Bildquellen, wobei flämische Malerei stärker berücksichtigt wurde, vermochte er eine tiefe gegenseitige Durchdringung von familiärer Erinnerungskultur und christlicher Frömmigkeit der *societas* im Mittelalter aufzuzeigen. Mit dem gezielten Überblick über spätmittelalterliche Familiendarstellungen betonte er die konzeptionelle Nutzbarmachung einiger ikonographischer Modelle des Neuen Testaments. Dabei waren die folgenden drei vorherrschenden Modelle festzustellen: an erster Stelle die heilige Familie (oft nicht nur begrenzt auf die Gruppe Jesus-Joseph-Maria, sondern auch erweitert um Mitglieder der Verwandtschaft, wie z. B. Johannes den Täufer, Elisabeth, Zacharias), sodann die Hochzeit zu Kanaa, die reiche Möglichkeiten bietet, eine erweiterte Verwandtschaft in einer großen Bankettszene darzustellen, und schließlich die *sacra conversatio*, die flexibelste innerhalb traditioneller Stilmuster bleibende Darstellungsform. Anhand der Gebrauchsformen dieser drei ikonographischen Themen schilderte Müller die starke ideologische Aufladung, die in der Visualisierung von Familien zu Spannungen führte. Die vielfältigen Gleichsetzungen der Familie von Jesus Christus mit den (vor allem fürstlichen oder adligen) Familien der Auftraggeber dieser Portraits waren so direkt wie offensichtlich. Sie besiegelten mittels eines imaginären Referenzsystems himmlischer Beziehungen die sakrale Rechtfertigung weltlichen Besitzes, am greifbarsten das Herrschaftssystem auf Erden. Diese Strategien der selbstbestimmten Identifizierung stellte Müller als Ergebnis „ideologischer“ Vorstellungen dar, die weder ursprünglich noch unerwartet auftraten, sondern vielmehr kohärent und erprobt waren. Darüber hinaus wies er besonders auf das bewegende, beinahe visionäre Beisammensein von anwesenden und abwesenden (seien sie auf weiten Reisen oder gar gestorben) Familienmitgliedern in derartigen Bildern hin. Die gleichzeitige Darstellung von ganz unterschiedlichen Mitgliedern der Stifterfamilien bewirkte so eine eindrucksvolle Konvergenz des Gedenkens an Vergangenes mit der gedanklichen Konstruktion von Zukünftigem.

Am Mittwoch, dem 16., und Donnerstag, dem 17. März, folgten acht Beiträge an vier Sitzungsterminen. Die erste Sitzung unter der Leitung von Werner Maleczek (Wien) eröffnete am Dienstagvormittag *Christian Kiening* (Zürich) mit dem Thema „Familienroman und Heilsgeschichte“. Mit einem strukturalistischen Ansatz untersuchte Kiening anhand verschiedener literarischer Quellen unterschiedliche Gruppen von Charakteren, wie die häufigsten Handlungsträger (beispielsweise Brüder, Verlobtenpaare, Einzelkinder) und grundsätzliche Handlungsmechanismen (wie beispielsweise Trennungen, Reisen, Prüfungen, Identifizierungen) in den dynamischen Erzählungen von Familienromanen. Er konzentrierte sich auf spätantike Texte, vor allem den Rahmen der bedeutenden pseudoclementinischen *Recognitiones*, und verdeutlichte die gelungene Vermischung christlicher Schemata (die Kindheit Jesu in der Art einer alttestamentarischen Episode) mit älteren Erzählmodellen, die für den hellenistischen Raum typisch waren (speziell die *Historia Apollonii regis Tyri*, eine anonyme lateinische Erzählung „von Abenteuern und Prüfungen“). Bei der Bewertung der aufeinanderfolgenden redaktionellen Schichten (oder Kontaminationen) wies er vor allem auf die christlichen Bearbeitungen hin, durch die beispielsweise die Erzähllintergründe sich verchristlichten und die Vorsehung Mechanismen des Schicksals bzw. determinierende astrologische Konstellationen ersetzte. Von zentraler Bedeutung, so Kiening, seien die Transformationen der Erzählformen und nicht die Transformationen der Familie in der Spätantike gewesen. Der Familienroman wurde also nicht in den Blick genommen, um die Entwicklung des Familienkonzeptes nachzuvollziehen, sondern als Ausdruck kultureller Tendenzen bewertet, als sensibler Indikator, um Elemente oder wenigstens Indizien der kulturellen Begegnung zwischen hellenistischer und christlicher Welt erfahrbarer zu machen.

Nach diesem Beitrag mit literarischem Bezug folgten am 16. März drei im eigentlichen Sinne historische Studien, die sich auf die Trias Adel – Stadt – Land konzentrierten. Alle drei Beiträge beschäftigten sich mit den Kontinuitäten und dem Wandel von Wohnsitz und Residenz und wählten eine ähnliche Perspektive, obwohl sie sich mit sehr unterschiedlichen Objekten beschäftigten. Die drei Wissenschaftler hatten alle als Zugang den Gesichtspunkt des *household* gewählt, einen Begriff der angelsächsischen Historiographie, der eine häusliche Gemeinschaft beschreibt und als das Zusammenleben einer Gruppe von Menschen definiert wird, bei der nicht immer die verwandtschaftlichen Beziehungen im Vordergrund stehen.

Der erste Beitrag „Die Familie im Adel. Haushaltsstrukturen und Wohnverhältnisse“ von *Cordula Nolte* (Bremen), die sich seit längerem mit *Gender Studies* beschäftigt, konzentrierte sich auf fürstliche und nichtfürstliche Hochadelsfamilien des deutschen Spätmittelalters. Auf Grund der problematischen Quellenlage wurden niederadlige Familien nur punktuell vergleichend miteinbezogen.

Vor dem Hintergrund des Heiratsverhaltens und des generativen Verhaltens im Adel wurden zunächst Fragen der Koresidenz erörtert (wer soll bzw. darf im jeweiligen Familienhaushalt unterhalten werden, wer erhält eine eigenständige, separate Haushaltung?). In einem weiteren Schritt wurden Grundprinzipien der Raumorganisation und Raumnutzung skizziert. Sie stellten am Hof den Rahmen für ein Zusammenleben dar, bei dem sich die Mitglieder der adligen Familie, untergebracht in eigenen Wohneinheiten, häufiger im Kreis ihres jeweiligen Gefolges als im Familienkreis aufhielten. Angehörige des Personals wuchsen somit in die Rolle von Vertrauten hinein, die auf die innerfamilialen Beziehungen einwirkten. Insbesondere das „Frauenzimmer“ erwies sich dabei als integrativer Familienversammlungsort.

Generell wurde aufgezeigt, daß die Schwierigkeit, das Bedürfnis nach Nähe und Zusammenhalt mit dem Wunsch nach Abgrenzung (räumlich, finanziell, emotional) zu vereinbaren, regelmäßige Verhandlungen und vertragliche Vereinbarungen zwischen den Familienangehörigen erforderte.

Am Nachmittag des 16. März 2005 beschäftigte sich *Gerhard Fouquet* (Kiel) mit dem Thema „„Freundschaft“ und „Feindschaft“: Geschlechterclans in deutschen Städten des Spätmittel-

ters“. Um die Dynamiken von Freundschaft, die Formen von Bindung und die Kriterien von Verwandtschaftsauswahl in deutschen urbanen Gemeinschaften zu erhellen, beobachtete er die ehelichen und wirtschaftlichen Beziehungen einiger Nürnberger Handelsfamilien. Wie bereits Cordula Nolte wählte auch er einen auf das „Haus“ zentrierten Ansatz und verwies dabei unter anderem darauf, daß der Besitz des Hauses bisweilen nicht lange in den Händen ein und derselben Handelsfamilie verblieb. Allerdings hielt er es nicht für sinnvoll, ein einziges und damit einseitiges Modell zu zeichnen, das die verschiedenen Faktoren und unterschiedlichen Strategien der Beeinflussung sowie die produktiven wie reproduktiven Mechanismen der „Familiengeschäfte“ und der „Heiratsmärkte“ zusammenführe. Obwohl patrilineare Nachfolgeformen und die agnatisch-männliche Linie vorherrschten, stellte er keine Eindimensionalität bei der Schließung von familiären Beziehungen fest. Die Pluralität, die Unvorhersehbarkeit, die Reichhaltigkeit und die Verschiedenheit des Lebens und der Leben erlaubte es nicht, die Multidimensionalität zu pressen, schachartig zu schematisieren oder prokrustisch zu beschränken, so betonte Fouquet.

Dieser Vortrag über die urbane Welt fand im Beitrag von *Werner Rösener* (Gießen) mit dem Titel „Die bäuerliche Familie im Spätmittelalter: Familienstruktur, Verwandtschaft, Ökonomie“ ein ergänzendes Gegenstück. Rösener richtete die Aufmerksamkeit auf die ländlichen Gegenden Südwestdeutschlands, blieb jedoch zur Definition der bäuerlichen Familie beim bestimmenden Merkmal des *household*. Somit wurde ein weiteres Mal die Tatsache des gemeinsamen Wohnens höher eingestuft als die der Blutsverwandtschaft. Gemeinsames Wohnen und gemeinsame Arbeit hätten die Wirklichkeit der bäuerlichen Familie bestimmt, sei es als ehelicher Kern des Haushalts in reduzierten Dimensionen (seltener als es die einschlägige Literatur glaubhaft machen will) oder sei es als Zusammenleben mehrerer Generationen („Großfamilie“). Rösener versuchte mit großer Vorsicht den Einfluß des agrarischen Wandels und der wirtschaftlichen Konjunkturen mit den Veränderungen der Familienstrukturen in Verbindung zu setzen, wobei er vor allem auf die Anzahl der Haushaltsmitglieder und der verschiedenen Formen der häuslichen Nachfolge einging. Dabei verzichtete er bewußt auf kategorisierende Formulierungen.

Die von Thomas Zotz (Freiburg) moderierte Sitzung am Morgen des 17. März 2005 eröffnete *Eva Schlotheuber* (München) mit dem Vortrag „Familienpolitik und geistliche Aufgaben“. Die Referentin, die dankenswerterweise für den verhinderten Michael Mitterauer (Wien) eingesprungen war, lenkte den Blick auf die oft generationenlange Familienbindung an Klosterkonvente, die politisch-ökonomisch unterstützt wurden und ihre Erbbegräbnisse pflegten. Als eine auf Dauer angelegte soziale Beziehung mußte eine solche Verbindung immer wieder erneuert werden, weshalb dem Klostereintritt von Familienmitgliedern eine entscheidende Rolle zufiel.

Der Beitrag behandelte 1) die nicht zuletzt erbrechtlich bedingten Interessen der Familien für einen Klostereintritt ihrer Kinder, 2) von seiten der Klöster die enge Verbindung von Aufnahmepraxis möglichst im Kindesalter und Ausbildung, 3) die konkrete Umsetzung der Familieninteressen im Spiegel kirchenrechtlicher Vorschriften. Ein abschließender Teil galt der rituellen und repräsentativen Ausgestaltung des endgültigen Klostereintritts als eines Übergangsritus, der in besonderer Weise das Selbstverständnis beider Gruppen, der Familien und der geistlichen Gemeinschaften, verdeutlichte.

Der Beitrag „Der Bruder als Freund und Gefährte. Fraternitas als Konzept personaler Bindung im Mittelalter“ von *Klaus van Eickels* (Saarbrücken) stellte ein methodisch komplexes System an Beziehungen in den Mittelpunkt. Mit einem semantischen Netz suchte der Referent nach den verschiedenen Gebrauchsformen des Wortes *fraternitas* in kirchlichen wie städtischen Organisationen und Organen, einer eng geknüpften Verbindung, die in Intensität wie Wechselseitigkeit den Blutsbanden entgegnetrat. Dazu bediente sich van Eickels eines Querschnittes verschiedener Quellen und wies u. a. auf das alttestamentarische Muster der Freundschaft

zwischen David und Jonathan hin. Aber auch die Brüdergemeinschaft der Söhne Ludwigs des Frommen – und, als Kontrapunkt, der Bruderkrieg –, die aufkommende Blutsbrüderschaft im 13. Jh. sowie die gewährte reziproke Bindung von Papst („Vater“) und Kardinälen („Brüder“) wurde angesprochen.

Im Ergebnis wurde die *fraternitas* als ein fundamentales Konzept mittelalterlichen Umgangs apostrophiert, in deren terminologischer Unschärfe gerade ihre Leistungsfähigkeit aufscheine: Bruder sei man nicht – als Bruder erweise man sich.

Am Nachmittag des 17. März 2005 präsentierte *Christian Lübke* (Greifswald) „Verwandtschaftsbewußtsein und Sonderinteressen: Widerstreitende Faktoren in Kreisen der Rjurikidenfamilie“. Zwei Quellenkomplexe wurden für das Empfinden familiärer Bindungen in der altrussischen Dynastie der Rjurikiden für das 11. Jahrhundert herausgestellt: eine bildliche Darstellung von Mitgliedern der Fürstenfamilie in der Kiever Sophienkathedrale und der Text der altrussischen Chronik („Erzählung der vergangenen Jahre“) mit ihren verschiedenartigen Einschüben. Die Figurengruppe in der Sophienkathedrale spiegelt allerdings nicht den Zustand des 11. Jhdts. wider. Überwiegend wird diese auf die Familie des Großfürsten Jaroslavs des Weisen (gest. 1054) bezogen, neuerdings auf Jaroslavs Vater, Vladimir d. Hl. (gest. 1015). Unabhängig davon betont die Forschung, daß es sich bei der Darstellung um den von Gott empfangenen Auftrag an die Familie handelt, für die Verbreitung des christlichen Glaubens in der Rus' zu sorgen. In dieser Rolle erfährt die ganze Familie zugleich ihre Legitimation als Herrscher über das Land.

In völligem Widerspruch dazu stehen die in der Chronik überlieferten blutigen Familienauseinandersetzungen, die unter den Söhnen Jaroslavs und Vladimirs ausbrachen. Die im Testament Jaroslavs dokumentierte Senioratsordnung wurde dabei Ausgangspunkt beständiger Kämpfe. Die Appelle der Chronik an die Einheit der Rjurikiden kulminieren um das Wortfeld „Bruder“ (brat): sie geißeln Bruderhaß und Brudermord, sie loben Bruderliebe.

Kollektivbezeichnungen wie Familie (semja) und Sippe (rod) spielen praktisch keine Rolle.

Der 17. März 2005 wurde mit dem bisweilen bewußt zugespitzten Bericht von *Bernhard Jussen* (Bielefeld) beendet, der zum Thema „Zwanzig Jahre nach Jack Goodys ‚Entwicklung von Ehe und Familie in Europa‘: Wohin geht die Familien- und Verwandtschaftsforschung?“ sprach. Jussen begann mit einer vergleichenden Analyse der internationalen, meist europäischen Forschungen zur Geschichte der Familie, die seit den 70er Jahren einen bedeutenden Aufschwung erlebten, und dem Bereich der Entwicklung aktueller Tendenzen des Fachs. Dabei wies er zunächst auf den französischen Anteil durch Jean-Claude Schmitt hin, dann auf das einflußreiche Werk „The development of the Family and Marriage in Europe“ des englischen Anthropologen Jack Goody, das Mitte der 80er Jahre herausgegeben wurde, sowie zuletzt auf die lebhaften Auseinandersetzungen im deutschen Sprachgebiet.

Der Beitrag verstand sich als ein Ausgangspunkt, um innovative historiographische Orientierungen und hermeneutische Methoden darzulegen, die durchaus auch gegen den Strom der Zeit liefen. Insbesondere wandte sich der Referent gegen die Positionen Michael Mitterauers (Wien) bezüglich der Bedeutung der Forschungen adliger Verwandtschaften zur Rekonstruktion der mittelalterlichen Verhältnisse in Deutschland. Jussen unterstellte nicht nur eine Überbewertung der Verwandtschaftsforschung im aktuellen Panorama der Mediävistik, sondern er lehnte den mehr oder weniger mechanistischen Zusammenhang von Familien- und Verwandtschaftsstrukturen einerseits und makrohistorischen Phänomenen andererseits ab. Stattdessen betonte er eine stärkere Differenzierung auf regionaler Ebene wie auch innerhalb der einzelnen Regionen. Nach einer kritischen Bewertung der Synthesen, der Abstrahierungen, der Einordnungen in Makrosysteme nach dem Vorbild Mitterauers, forderte Jussen den reflektierten Umgang mit Paradigmen und theoretischen Bezugspunkten, die durchwegs als gewohnt und weithin anerkannt, ja für abgemacht gelten. Von den Forschungen zum Stichwort „Geschichte der Familie“ ausgehend, beanstandete er allgemeines Schweigen, Auslassungen und Ver-

nachlässigungen bei der Koordination der verschiedenen Disziplinen zum Thema in der deutschsprachigen Forschung.

Am Morgen des 18. März 2005 war es nach dem Abschluß der Diskussion über die Ausführungen Bernhard Jussens die Aufgabe von *Ludolf Kuchenbuch* (Hagen), ein Resümee der vier Tage auf der Reichenau zu ziehen. Er erlag nicht der Versuchung einer Zusammenfassung, sondern bestand auf den unausräumbaren Aporien, auf den Unsicherheiten und Widersprüchen, die sich aus den Ergebnissen der einzelnen Beiträge und den unterschiedlichen Graden der Durchdringung ergaben. Er schrieb die unauflösbaren „Knoten“ der schwierigen, aber produktiven Ambiguität des Begriffs „Familie“ selbst zu, der durch derartige Überlegungen als breiter und flexibler Rahmen enthüllt wurde, der die verschiedensten historischen Phänomene zu fassen vermag. Kuchenbuch bemerkte anerkennend, daß die unterschiedliche fachliche Herkunft der einzelnen Wissenschaftler, die unterschiedlichen Felder ihrer Forschungen, die Fragen, die an die Dokumente nach persönlichen Forschungsinteressen gestellt wurden, einen multiperspektivischen Reichtum garantieren könnten. Er rief zur Wachsamkeit gegenüber künstlichen *reductiones ad unum*, feststehenden Formulierungen, Schemata und Axiomen auf, die nur unangemessen das Fließen des Seienden und des Gewesenen beschreiben könnten. Das Ungewohnte und Besondere zwingt zu begrenzten Modellen und beschränkt die historischen Forschungen darauf, lediglich den Einzelfall durchzukonjugieren, wie es in einigen Beiträgen der Tagung der Fall war. Daher empfahl er, die Unterschiede zu sammeln und gleichzeitig als Bewertungsmaßstab die Region als mittleres Maß zwischen zentrifugalen lokalen Tendenzen und simplifikatorischen makrohistorischen Darstellungen anzunehmen. Schließlich lenkte Kuchenbuch durch zwei kurze kritische Randbemerkungen die Aufmerksamkeit auf ein seiner Meinung nach doppeltes Defizit. Einerseits hätte, wenn es wahr sei, daß visuelle Kunst und literarische Produktion in den meisten Vorträgen berücksichtigt wurden (auf besondere Weise bei Matthias Müller, Christian Kiening und Christian Lübke), auch die musikalische Produktion (sowohl sakrale wie auch profane) berücksichtigt werden sollen. Diese hätte ebenso aussagekräftige Quellen bereit gestellt, die vielleicht noch überraschendere Erkenntnisse gezeitigt hätten. Er fügte eine zweite, abschließende Bemerkung hinzu. Es fehlten, so Kuchenbuch, spezifische Beiträge aus dem Bereich der reflektiven theologischen Traktatliteratur. Sowohl normative (kanonistische wie legistische) Literatur als auch das dokumentarische Schrifttum hätten es womöglich erlaubt, zum Thema Familie kulturelle Kreuzungen und konzeptuelle Verbindungen in hoch systematisierter Art und Weise nachvollziehbar zu machen.

Die Beiträge werden in der Reihe „Vorträge und Forschungen“ veröffentlicht werden.

Francesca Tasca (Konstanz)/Gerald Schwedler & Helmuth Kluger (Heidelberg)